

# Meisterschaft der Wunder

Erzählungen von Sanela Tadić

(Sommer 2014)

## **(K)ein Kind Gottes**

Was sich in vergangener und fast vergessener Zeit ereignete, nannten die Leute ein Wunder. Es geschah an einem Ort, in dem häufig Zeichen gesehen wurden, die Gott oder der Teufel sandte. Viel wurde dort gedeutet, weil noch wenig verstanden wurde. Den Leuten fiel es leichter, sich auf Gott oder den Teufel zu verlassen, als das Schicksal eines Menschen zu begreifen, dem etwas Aussergewöhnliches widerfuhr. Darum ist heute noch höchste Vorsicht geboten, wenn von einem Wunder die Rede ist.

Für gewöhnlich werden echte Wunder nicht oder spät erkannt und äusserst selten von vielen Leuten gleichzeitig. Wenn wirklich etwas von enormer Bedeutung geschieht, versuchen die Menschen es sich mit Banalem zu erklären, oder sie schütteln stumm den Kopf, den sie schliesslich abwenden, als wäre das Ereignis nicht beachtenswert. Besonders wenn es etwas ausserordentlich Gutes bedeutet. Für alle anderen angeblichen Wunder gibt es meist eine ganz plausible Ursache, die weder in Gott noch im Teufel steckt; doch in den Menschen selbst, von dem sie herrührt, wird wenig gedeutet und noch weniger zu verstehen versucht.

Arm waren damals die meisten Leute in diesem Teil der Welt, der nicht genannt werden muss, in dem die Uhr langsamer zu gehen schien und das Leben einfach und praktisch gehalten wurde. Überall kommt das vor. Auch das Denken richtete sich dort auf das Einfache und Praktische aus. Die einen besaßen mehr, die anderen weniger und manche kaum etwas.

Die Familie, in deren altem Haus dieses wundersame Ereignis stattfand, gehörte zu den sogenannten ‚armen Leuten‘, aber sie hatte ein eigenes Dach über dem Kopf, was Lebensumstände und Wertmassstäbe erheblich verändert.

Überall auf der Welt wird auf den ersten Blick Haben und Sein für dasselbe gehalten.

Sieben Menschen wohnten in diesem Haus, das nur drei Zimmer hatte und einen Flur, in dem ein alter Holzofen stand. Gewaschen haben sie sich am Brunnen hinter dem Haus, ganz in der Nähe eines Plumpsklos. Im Winter wurde das Wasser in Kesseln auf dem Ofen aufgewärmt. Für den Körper wie für die Nahrung, die man zubereitete, um ihn sich zu erhalten.

Diese sieben Menschen waren die Grossmutter, der Grossvater, deren älteste Tochter (die jüngste zog mit ihrem Mann weg), der Sohn, drei Enkeltöchter und ein Enkel.

Die Tochter war alleinstehend. Der Ehemann hatte sie verlassen, nachdem sie einen unehelichen Sohn gebar. Sie blieb nicht lange allein und suchte häufig neue Bekanntschaften. Nicht selten mit gebundenen oder zwielichtigen Männern im Ort, was sie in Verruf brachte. Männer liebten ihre Gesellschaft, wäre da nicht dieser inakzeptable Makel gewesen, dass sie vierfache Mutter war.

Ihr Lebenswandel entfachte Neid und Hass in anderen Frauen. Eifersucht, Rage und Zorn schürte sie in Männern, die durch andere ersetzt wurden, oder dieser Demütigung bereits entgegen sahen. Sogar die Männer fürchteten ihren Jähzorn, der ihr eine ungeheure Kraft verlieh, dass sie sich mit ihnen messen konnte. Eine grosse und kräftige Frau. Gutaussehend und von einer unzähmbaren Wildheit beherrscht. Für eine Frau war sie für die Leute ein skandalöser Charakter. Heimlich wurde sie auch dafür bewundert, dass sie tun konnte, wonach ihr war. Eine anziehende Macht ging von ihr aus, so dass sie nie wirklich verstossen wurde.

Der Bruder galt als ihr absoluter Gegensatz, über den sich die Leute nicht weniger wunderten. Er hatte kein Glück in der Liebe und galt als sehr anspruchsvoll. Seine Beziehungen zu Frauen hielten nicht lange und waren von Enttäuschung geprägt. Er schien alles sehr genau zu nehmen und hatte ein starkes, moralisches Empfinden. Seine freie Zeit widmete er den Eltern und den Kindern seiner Schwester. Obschon er einer Arbeit nachging, ein gutaussehender, fähiger und selbstbewusster Mann war, blieb er im Haus seiner Familie. Er sprach und benahm sich wie ein Heiliger und füllte in der Familie die Lücke des fehlenden Vaters aus.

Eine Aura des Schicksalhaften umgab ihn. Er prophezeite sich selbst ein kurzes Leben, als wäre seine Seele älter als er, müder als sein Körper, und auf Betäubung und Rast angewiesen.

Die Grossmutter war der mütterliche Ausgleich für die Enkelkinder, während der Grossvater, der Zeit seines Lebens ein wütender Mann war, zunehmend den Verstand verlor und am Familienleben kaum mehr Anteil nahm. Er wurde zum Pflegefall seiner Frau, die er fortan statt mit Schlägen mit seiner Krankheit misshandelte, in der er sich gewollt gehen liess. Wie um ihr zu zeigen, dass sie ihm noch immer unterlegen war und ihm gehorchen musste. Dem Mann, mit dem sie als 14-jährige verheiratet wurde.

Lange kannte die Grossmutter nichts anderes, als dass eine Frau dem Teufel dienen musste. So hatte sie es gedeutet. Kraft und Trost zog sie aus dem Glauben, dass sie auf Gottes Seite war. Still für sich empfand sie diese Wahrheit als ihr tägliches Wunder.

Es gab nicht viele Männer, die in eine arme und schon gar nicht kinderreiche Familie einheiraten wollten, oder Jungen, die sich für die Töchter einer Ehebre-

cherin interessierten, deren Ruf auch irgendwie an ihnen haften blieb. An den Frauen, zu denen sie später heranwachsen sollten. Der Glaube an die unabänderliche Macht der Gene war unter den Leuten dort so stark wie der Glaube an Gott und Teufel, die im Wettstreit gegeneinander alles bestimmten.

Welcher von beiden es auch war, der an diesem Tag einen reichen Mann vor das Haus dieser armen Grossfamilie führte, er hatte nicht an den Willen eines Kindes gedacht, das weder Gott noch Teufel zu Rate zog. Von beiden hatte es noch keine Ahnung. Es kannte nur die Menschen. Was es vom Leben wollte, wusste es noch nicht so recht, aber was es nicht wollte, war für das Kind leicht zu deuten, auch wenn es sonst kaum jemand verstand.

Das teure, neumodische Auto vor dem Haus erregte im Ort Neugier und Aufsehen. Es war jedem bekannt, wem es gehörte und wer die Besucher waren. Eine wohlhabende Mutter mit ihrem wohlhabenden Sohn, der noch ledig war und einen Erben brauchte. So etwas kommt zu allen Zeiten überall mal vor. Aber wer sollte die Braut sein? Einige hielten es nicht aus und kamen sogar bis vor das Haustor, umringten staunend dieses Zeichen des Reichtums auf vier Rädern, das in der Sonne glänzte wie ein von weit oben gesandter Segen. Die gaffenden Leute tuschelten und warteten auf den Ausgang des Besuches. Lange mussten sie warten auf das Wunder.

An diesem denkwürdigen Tag befanden sich zehn Menschen im Haus. Die Grossmutter war dort, die am äussersten Ende eines zum Wohnsofa umgestalteten Bettes sass. Es war Schlafzimmer und Wohnzimmer zugleich. Ihre Tochter nahm in der Mitte des Sofas Platz. Am Kopf des Tisches in der Mitte des Raumes wurde die älteste Enkeltochter platziert. Die drei anderen Enkelkinder befanden sich im Zimmer nebenan. Sie spielten oder versuchten zu erlauschen, was vor sich ging. Der Grossvater lag im hintersten Zimmer im Bett. Gelegent-

lich rief er nach seiner Frau. Ein Gewohnheitsruf, den bereits jeder von einem notwendigen unterscheiden konnte. Ein Ruf wie nach einem Haustier, um sich zu vergewissern, dass er noch das Herrchen war.

Mit der Enkeltochter am Tisch sassen die reiche Mutter und ihr Sohn. Vornehm gekleidet, in reservierter und musternder Haltung. Ihre Blicke waren in ständigem Wechsel zwischen der Grossmutter und der Mutter des Hauses, die ihnen auf dem Sofa gegenüber sassen und der Tochter, um die es ihnen vor allem ging. Drei Generationen von Frauen waren nun in ihrem Blickfeld. Drei vom gleichen Blut, die vom gleichen Wesen sein mussten. Die Jüngste von ihnen musste auch die formbarste sein. Ganz bestimmt. Zähmbar ist doch jedes Blut, das sich im Notzustand befindet. So sah die Deutung in ihrem Blickfeld aus.

Sie alle wurden von der Nachbarin beobachtet, die an der Tür stand und nicht wie alle anderen draussen warten wollte. Das Ereignis wollte sie aus nächster Nähe erleben, um die wichtigste Zeugin zu sein, die als einzige alles ganz genau weitererzählen konnte. Wie sie es gesehen hatte und kein anderer.

Die Enkeltochter, die von allen Blicken umkreist wurde, sah als einzige niemanden an. Ihr ernster Blick war auf den Tisch gerichtet, als würde dort etwas geschehen, was nur sie wahrnahm. Ihre Gedanken verdichteten sich zu einer Erinnerung, die stark und schwer verständlich für sie blieb. Es war kein Ereignis, dem man zuschauen konnte. Nur für sie allein passierte es. Eigentlich nichts von Bedeutung meinte sie, und doch beschäftigte es sie zu einem völlig falschen Zeitpunkt.

Sie erinnerte sich an das Ende ihrer Kindheit, die nicht wirklich zu Ende war. Noch war sie ja ein Kind und würde es noch eine Weile bleiben. Vielleicht länger als andere Kinder, auch wenn sie sich nicht so fühlte. Vor ein paar Jahren

gab es einmal einen Augenblick, vielmehr einen Gedanken, den sie hatte und der sich später oft wiederholte. Immer zum falschen Zeitpunkt: *Jetzt bin ich kein Kind mehr und ich darf nicht länger wie ein Kind fühlen*. Es wäre schwer für sie gewesen, diesen Moment jemandem zu beschreiben. Sie verstand ihn selbst nicht, fühlte jedoch, dass er wichtig war.

Wäre dieser Moment ein Märchen, dann wäre er für die Heldin in diesem Märchen jener schauerliche Augenblick, in dem geliebte Menschen sich in Hexen, Bestien und andere böse Gestalten verwandeln und der wunderschöne Ort, an dem sie lebt, zu einer dunklen und beunruhigenden Landschaft. Die Heldin muss alles mit neuen Augen sehen. Sie ist nicht nur von Engeln und Feen umgeben und die Welt ist kein Paradies. Sie wurde getäuscht oder hatte sich selbst getäuscht.

Ein Kind hat nun mal Augen, die in einer starken Verbindung zum Herzen stehen. Inwendige Augen, die durchaus sehen, aber alles grösser und in einem viel helleren Licht. Anders. Besser. Es fühlt eigentlich mehr, als dass es sieht. Alles und jeder ist wundervoll. Bis ein einziger Moment das Herz von den Augen trennt.

Später wird es diese Verbindung wiederfinden müssen. Zurück zur Unschuld finden. Erwachsenen fällt das schwer. Wenn sie die Welt erstmal kennen, sehnen sie sich oft nach dieser Verbindung zurück, die ihnen als Kindern selbstverständlich war. Sie suchen das Wundervolle und folgen alle dieser Sehnsucht auf verschiedene Weise.

Und ihr, der Enkeltochter am Tisch, machte es Angst, dass sie sich nach etwas sehnte, das irgendwie nicht normal sein konnte – dass es selbstverständlich sein sollte.

Eine laute Stimme zerriss plötzlich diesen Gedanken.

„Du bist also die Erstgeborene.“ sagte die fremde, gut gekleidete Dame am Tisch. „14 Jahre, stimmt’s?“ Ihr Sohn neben ihr zuckte ein bisschen zusammen. Es war lange still im Raum gewesen. Die Enkeltochter nickte, ohne den Kopf zu heben.

„Nicht die Erstgeborene.“ wandte die Grossmutter ein. „Sie sterben nach der Geburt oder durch einen Unfall. Sie überleben nicht in dieser Familie. Vermutlich überlegen sie es sich anders.“ erklärte sie trocken. Dann lachte sie, aber ihr Lachen kam von einem dunklen Winkel ihres Herzens.

„Sei still!“ schrie ihre Tochter. Sie erhob sich neben ihr und warf ihre geballte Hand nach oben, die in der Luft stecken blieb. (Sie hatte als Mädchen auch schon mal ein Messer geworfen, das in der Tür stecken blieb.) Mit zusammengepressten Lippen setzte sie sich wieder hin.

„Ich sage nur, was wahr ist.“ ergänzte die Grossmutter. „Seit Generationen. Mir ist es auch passiert. Dir ist es passiert und Deinem Bruder ist es passiert. Das erste überlebt nicht. Das sollten diese Leute wissen.“

Die Grossmutter sass ruhig da. Es gab wenig, das sie noch in Aufruhr versetzte. Die Nachbarin, die gebannt an der Tür zusah, bekreuzigte sich zum ersten und nicht zum letzten Mal.

„Ist ja gut.“ beschwichtigte die reiche Dame. „Wir sollten den Teufel ja nicht noch reizen.“

Sie musterte das Mädchen, die mit tiefen Falten zwischen den Augen die Nachbarin an der Tür fixierte, als hoffte sie, dass ihr Blick sie hinausstiess. Sie war für sie eine der Hexen aus ihrem Märchen, die sie an ihre Sehnsucht erin-



nerte und daran, dass sie hassen konnte, ohne es zu wollen, und diese Frau gerade deshalb noch mehr hasste.

Im Garten dieser Nachbarin stand ein grosser Pflaumenbaum, dessen Äste über den Zaun ragten, der das wohlhabende Grundstück vom ärmeren trennte. Die Pflaumen fielen manchmal auf die karge Wiese vor dem Haus des Mädchens. Sie und ihre Geschwister durften sie nicht essen. Daran hielten sie sich, auch wenn es schwer war. Die Nachbarin hatte ihre Augen überall. Das wussten sie. Eines Tages sollte sie die reifen Pflaumen für sie von den Ästen pflücken und alle einsammeln, die in der Wiese wie zum Spott liegen geblieben waren. Solche Arbeiten verrichteten sie und ihre Geschwister oft, um etwas Geld oder Lebensmittel zu verdienen. Als sie mit dem Eimer voller Pflaumen, von denen sie nicht eine zu essen wagte, vor ihrer Tür stand, duftete es so stark nach hausgemachtem Kuchen, das ihr fast schwindlig wurde. Vielleicht sollte aus den Pflaumen auch einer werden.

„Darf ich nur eine haben?“ fragte sie die Nachbarin, als sie die Tür öffnete. „Euren Lohn mache ich mit Eurer Mutter aus! Gib mir den Eimer und scher' Dich weg Mädchen!“

Sie liess den Eimer, den sie der Frau hingehalten hatte, auf der Türschwelle fallen. Er kippte um. Ein Reflex. Aus Ohnmacht. Keine Absicht. Eine Tat, zu der sie getrieben wurde von einer Kraft, die sie nicht kontrollieren konnte.

„Aber Du hast doch so viele!“ rief das Mädchen weinerlich. Die Nachbarin war so überrascht, dass sie noch gar nichts sagen – sich noch gar nicht empören konnte.

Zusammen mit den Tränen stieg im Mädchen eine Wut hoch, dass sie nur noch auf ein Gefühl hörte, dem sie selbst noch keinen Namen geben konnte: Gerechtigkeit.

Blitzschnell schnappte sie sich zwei Handvoll Pflaumen, die aus dem Eimer gerollt waren, stopfte sie sich in die Taschen ihres Kleidchens und lief davon. Sie hörte die Nachbarin rufen: „Deine Mutter wird Dich dafür schon richten!“

Hinter dem Haus verspeiste sie gierig die reifen, süssen Pflaumen, dass sich ihr Magen davon ein wenig blähte. Sie würde sie mit ihrem Blut bezahlen. Das war ihr egal. Sie hatte sie mit Genuss gegessen. Ein kleines Stück Unschuld kam zu ihr zurück. Es war wie ein kurzes Wunder.

„Nun Mädchen.“ sprach die reiche Dame wieder am Tisch. „Heute ist ein ganz besonderer Tag für Dich und Deine Familie. Vielleicht der bedeutendste Tag für Euch alle.“

Die Enkeltochter sah kurz zu ihrer Grossmutter, die ihre alten Hände im Schooss betrachtete. Sie sah mehr als nur ihre Hände und in ihrem Schweigen sprach sie mit sich selbst. Die reiche Dame schwieg noch nicht und sah jeden der Reihe nach an.

„Du hast auf unserem Land einige Male ausgeholfen. Du scheinst klug und tüchtig zu sein. Mein Sohn hat Gefallen an Dir gefunden. Auch wenn Du arm bist, er hat ein Herz für Dich. Auch wenn Du sehr mager und knochig aussiehst, hast Du doch ein hübsches Gesicht und mit guter Nahrung und in schönen Kleidern könnte man aus Dir eine Schönheit machen. Du wirst dann so viel essen können wie Du willst und Dir kaufen können, was Du willst.“

Mit feierlicher Stimme beendete die reiche Dame ihre Rede. Stille blieb zurück, aus der laute Gedanken entstanden. Es gelang ihr, die Worte *Sohn, Herz,*

*Nahrung, Schönheit, kaufen und essen* im Raum hängen zu lassen. Wie greifbare, reife Früchte an den Ästen eines Baumes, der zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung zu blühen versprach.

Der Sohn mit dem grossen Herzen, unter dem sich auch ein grosser Bauch unter dem schneeweissen Hemd spannte, räusperte sich. Auch sein Kopf war gross und fleischig. Er glänzte wie sein nach hinten gekämmtes Haar, das er bald verlieren sollte. Sein Gesicht hatte verschiedene Rottöne, die einander abwechselten. Unter seinen Achseln und an seinem Rücken verdunkelte sich das weisse Hemd, an dem er von Zeit zu Zeit kratzte. Dort, wo er seinen Gürtel nicht erreichen konnte. Für sein Herz schien er keine Worte zu finden. Er schwieg und sass mit verschränkten Armen auf dem Stuhl. Ungeduldig auf ein erlösendes Stichwort wartend, als wäre es das sichere Amen im Gebet, das er vor jedem Essen sprach. Um Gott zu preisen und ihn zu bitten um das, was man haben und behalten will.

„Verstehst Du, was ich Dir sagen will, Mädchen?“ fragte die reiche Dame. Alle Blicke waren auf die Jüngste und Formbarste im Raum gerichtet. Ein langes Schweigen, in dem jeder mit sich selbst sprach.

„Sie wollen mich fragen, ob ich den da heiraten will.“ sagte endlich die Enkeltochter. Die Grossmutter lachte, die reiche Dame tat das Gegenteil. Ihr Sohn räusperte sich wieder. Der Stuhl unter ihm knackte und quietschte.

„Dich fragen...?“ brachte die Dame fast sanft hervor und schaute wieder alle im Raum der Reihe nach an. Alle machten ein Gesicht, das zu ihrer Gesinnung passte. Die Nachbarin wurde nicht müde, sich zu bekreuzigen und den Allmächtigen zu rufen. Der Sohn errötete wie das grosse Herz, das in ihm schlug. Der Mutter des Mädchens blies sich das Gesicht förmlich auf, als würden dem-

nächst zwei Fäuste aus ihm herausbrechen. Ihre Grossmutter schaute vergnügt in die Runde. Ein angekündigtes Trauerspiel nahm für sie eine verblüffend witzige Wendung.

Das Mädchen wusste nicht, was es sagen sollte und zuckte mit den Achseln.

„Was glaubst Du denn, was aus Dir werden soll, Mädchen?“ sagte die Dame streng. Mit forderndem Blick fixierte sie dabei Mutter und Grossmutter des Mädchens.

„Ich weiss nicht. Den will ich aber nicht. Er ist zu alt und zu dick. Ich will selbst wählen, wen ich heirate.“

Kaum hatte sie es gesagt, stieg eine unaufhaltsame Welle von Stimmen und Gelächter im Raum hoch. Sie hatte das Gefühl, dass sie schwimmen musste und in die falsche Richtung schwamm, aber sie konnte nicht anders. Ob es nun böse oder gut war, etwas trieb sie dazu an. Wieder diese unkontrollierbare Kraft. Ihre Grossmutter war die einzige, die sie anzufeuern schien, auch wenn sie nichts sagte. Sie schwieg und lächelte.

„Dieses Kind ist des Teufels!“ rief die reiche Dame aus. Ihr Sohn schüttelte den Kopf und lachte immerzu. Ein Lachen, das nur aus seiner Stimme kam, aber noch kein Wort.

„Habt Ihr das schon mal gehört?“ schrie seine Mutter neben ihm. Sie spürte, dass die Worte des Mädchens jetzt stärker im Raum haften blieben als ihre.

„Wer soll Dich denn heiraten? So arm und knochig wie Du bist? Wer?“ fragte sie.

„Aber warum will er mich dann? Versteh' ich nicht.“ sagte das Mädchen. Wieder fühlte sie sich weinerlich und wieder war da diese Wut, die stärker war als ihre Angst.

„Du verstehst nicht, weil Du dumm bist.“ sagte die Mutter des Mädchens. „Warte nur, bis ich mit Dir allein bin!“

Die reiche Dame erhob sich vom Tisch und stupste ihren Sohn an, der es ihr gleich tat. Es hatte etwas von einem Zeichen, das sie der Familie gaben. Im Grunde aber standen sie nur da.

„In dieser Familie ist kein Anstand. Wir sind mit den besten Absichten zu Euch gekommen.“ sprach die reiche Dame mit ihrer gewohnt feierlichen Stimme.

„Mein Sohn und ich wurden in diesem Haus aufs Übelste in unserer Ehre verletzt. Wir erwarten eine angemessene Entschuldigung und eine respektvolle Behandlung.“

Die Mutter des Mädchens sprang auf und zeigte sich von ihrer ohnmächtig sanften Seite.

„Was geht denn hier vor?“ rief plötzlich eine Männerstimme an der Tür aus.

„Eine neue Zeit ist angebrochen, mein Sohn!“ gab die Grossmutter aus der Ecke ihres Sofas zurück.

Der Onkel des Mädchens betrat den Raum. Bei einer Grösse von fast zwei Metern musste er sich bücken, um einzutreten. Alle starrten ihn an. Seine Nichte hatte einen Blick, der hinter Gitterstäben eines Käfigs vor allen anderen zu ihm durchdringen wollte.

„Was machen die ganzen Leute da draussen?“ Was wollt Ihr alle hier?“ fragte er und schaute zwischen der Nachbarin und den beiden Fremden hin und her.

„Ich soll den da heiraten.“ rief seine Nichte. „Aber ich will nicht. Ich mag ihn nicht. Ich will gar nicht heiraten.“

„Was sollst Du?“ Der Mann erbleichte. Er fasste sich mit beiden Händen in die Haare. Es schwindelte ihm von den vielen Gesichtern, dass er ein paar Mal zur Decke blickte.

„Bist Du verrückt?!“ stiess er hervor und warf seiner Schwester einen vom Herzen völlig losgelösten Blick zu, den sie eisern erwiderte. „Seid Ihr denn alle verrückt?!“ wiederholte er und ging jetzt um den stummen, schweren Mann herum, der eine Braut suchte. Er stand ihm direkt gegenüber. Seinen Kopf musste er erneut bücken, um ihm in die Augen zu sehen, die seinen auswichen.

„Schweine...“ winselte der kleine dicke Mann.

„Was? Sprich lauter!“

„Schweinezucht. Wir haben eine Schweinezucht. Ja. Und viele andere Tiere. Ganz viele. Und viel Land. Es wird Euch an nichts fehlen...“ stammelte er so schnell er konnte. Seine Mutter pflichtete ihm bei, in dem sie seine Worte ausschmückte.

„Schweine?“ schrie der Riese vor ihnen. „Ich soll essen und dafür ein Kind hergeben? Es *Dir* geben, ja?“

Der Sohn und seine Mutter traten zurück. Man möge sich doch bitte beruhigen. Man meine es nur gut.

Die Grossmutter rief und winkte ihre Enkelin zu sich aufs Sofa. Sie setzte sich dicht neben sie. Endlich war alles leicht zu deuten.

„Unsere Töchter stehen nicht zum Verkauf!“ sagte der Onkel. „Wagt es nie wieder, in unser Haus zu kommen oder uns Arbeit anzubieten!“

Seine Schwester stiess ihn von allen Seiten und beschimpfte ihn. Es sah aus wie ein wilder Tanz um einen unverrückbaren Baumstamm. Der Bruder gab sich grosse Mühe, sie mit wenigen Handgriffen auf Abstand zu halten, ohne etwas zu tun, was er sich selbst verbot. Ein Gesetz seiner Natur, das er nicht brechen wollte. Sie sollte ihn niemals dazu bringen können.

Ein vierstimmiger Chor aus Ausrufen zum Allmächtigen erfüllte den Raum. Die reiche Dame fasste sich hartnäckig an die Brust, ihr Sohn an sein grosses Herz und die Nachbarin betete wieder zum Heiligen Vater, seinem Sohn und dem Heiligen Geist. Wer der dritte war, wusste sie nie so recht, aber er gehörte wohl dazu.

„Raus mit Euch allen!“ schrie der Onkel. „Oder ich vergesse, dass es einen Gott gibt!“

Auffordernd starrte er die drei Eindringlinge an, die erschütterten Glaubens das alte Haus verliessen, um draussen den Leuten das Unglaubliche zu verkünden. Seine Schwester stampfte ihnen hinterher, um das Unglück, das über sie gekommen war, zu beklagen.

Der Onkel drehte sich einige Male im Raum, um sicher zu gehen, dass er wach und in der Wirklichkeit war. Er blieb stehen und sah seine Nichte an. Der Riese, der fast bis an die Decke reichte, zwinkerte der Kleinen zu. Sie lächelte und lehnte sich an die Grossmutter, die ihre Hand hielt und immer wieder drückte.

Alles fühlte sich an wie in einem schönen Märchen. Nichts hatte sich eigentlich verändert, aber die Guten waren nun von den Bösen klar zu unterscheiden. Die alte Frau neben ihr hatte ein anderes Lächeln als sie. Ein seltenes Lächeln, das einem Triumph entgegen zu sehen schien. Einem noch unverstandenen Sieg, der nicht mit blossen Augen zu erkennen war, aber so sicher wie das Amen im Gebet.

„Einst habe ich den Teufel geboren.“ flüsterte sie der Enkelin ins Ohr. „Und Gott schickte mir dann einen Engel.“ sagte sie überzeugt.

Sie schloss das Mädchen in die Arme. Fest und klammernd. Wie Gläubige das kleine Kreuz, das um ihren Hals hing. Mit Gott musste man viel Geduld üben, dachte sie. Es sah aber so aus, als könnte es eine Zukunft geben, in der die Menschen ihr Leben selbst bestimmen können. Wenn sie ihr Herz nicht von ihren Augen trennten. War es nicht das, was Gott von Anfang an gemeint hatte, als er uns auf die Erde sandte? Uns und die Wunder, zu denen wir fähig sind. Wenn unser Wille stärker ist als unsere Angst.

\* \* \*

Viele Jahre später befanden sich im selben Haus drei Menschen. Das Haus hatte sich verändert und sah ein bisschen moderner aus. Es gab fließendes Wasser. Eine Kochnische. Eine Toilette und eine Dusche. Die Menschen, die darin einmal gewohnt hatten, lebten nun woanders. Der Grossvater war vor einigen Jahren bereits gestorben. Auch sein Sohn war gestorben. Unverheiratet und kinderlos. Seine Prophezeiung war eingetroffen.



Die Grossmutter blieb als einzige in diesem Haus, in dem sie am Ende ihres Lebens von ihrer ältesten Tochter gepflegt werden würde, und wo sie an einem denkwürdigen Tag ihre geschiedene Enkelin mit ihrer kleinen Tochter empfing. Sie war eine Erstgeborene. Ein erstes und einziges Kind.

Auch die Geschwister der Enkelin bekamen Kinder, die alle überlebten. Kinder, für die eine neue Zeit gekommen war und die sich alle sehr voneinander unterschieden, und jedes Kind auf seine Weise das Wunderbare in seinem Leben suchte. Der Glaube an Gott und Teufel oder die Gene spielte in der Neuen Welt keine so grosse Rolle mehr. Ihr Leben konnte ihnen gehören und ihren Sehnsüchten, die sie sich hoffentlich zu erfüllen vermochten. Mit einem Willen, der stärker sein möge als die Angst.

Im selben Zimmer wie damals sassen nun die drei Menschen vom gleichen Blut. Der Blick der Grossmutter war vom Sofa aus häufig auf die Urenkelin am Tisch gerichtet, die sich anfangs vor der uralten Frau, deren Hände ständig zitterten, ein wenig wie vor einer Hexe fürchtete. Sie kannte den Anblick der Uralten noch nicht. Das gezeichnete Äussere der Urgrossmutter, die seit dem Tod ihres Sohnes nur schwarze Kleidung trug, wich ihrem herzerwärmenden Humor, den sie sich in den letzten Jahren angeeignet hatte. Mit Wonne fluchte sie sogar und schien ständig zu kleinen Streichen und Witzen aufgelegt, was früher undenkbar und gottlos für sie war. Damit brachte sie die Enkelin und Urenkelin zum Staunen und Lachen.

In einem Moment fiel der Urenkelin ein bekanntes Bild eines Mannes auf, das in einem offenen Wandschrank stand.

„Das gleiche Bild steht auch bei uns!“ rief das Mädchen.

„Ja, mein Schatz.“ bestätigte ihre Mutter. „Du weisst ja, wer das ist.“

„Mein Sohn hat Dich sehr geliebt, mein Kleines.“ sagte die Urgrossmutter.

„Wirklich?“ fragte das Mädchen und wandte sich aufgeregt dem Porträt zu. Es fühlte einen Stolz, den es sich nicht erklären konnte.

„Erzählst Du mir was von ihm? Bitte!“ fragte sie die Urgrossmutter.

„Nicht jetzt.“ hörte sie ihre Mutter sagen.

„Er hatte auch ein Kind.“ sprach die Urgrossmutter bereits. „Er liebte Kinder sehr. Sein Sohn ist aber als Baby schon gestorben. Darum war er so glücklich, als Du plötzlich da warst.“

„Warum ist das Baby gestorben?“ fragte die Urenkelin.

„Die Mutter hatte es fallen gelassen. Es war ein grosses Unglück.“ sagte sie.

Es wurde still im Raum und das Mädchen blickte zwischen ihrer Mutter und der Urgrossmutter hin und her.

„Und warum ist der Grossonkel so jung gestorben?“

„Er war oft sehr traurig und trank viel Schnaps.“ erklärte die alte Frau. Es schien ihr leicht zu fallen, das zu sagen. So ähnlich wie das Fluchen, um ein Lachen zu hören. „Alkohol, weisst Du. Zuviel davon ist nicht gut. Aber Alkohol macht, dass man sich für eine Weile weniger traurig fühlt. Er war sich selbst Wunde und Messer.“

„Was bedeutet das?“ wollte das Mädchen wissen.

„Wenn jemandem etwas wehtut und er ständig dran denken muss, diese Wunde immer angreift. Er kann es nicht lassen, nicht vergessen und dann tut er

etwas, das ihn davon ablenkt. Etwas, das ihm nicht gut tut. Und er trank zuviel. Dann sieht man alles etwas schöner, aber auch nicht richtig.“

Die Augen der Urgrossmutter weiteten sich plötzlich und leuchteten, als erzählte sie die gute Wendung in einem Märchen.

„Und stell' Dir vor! Als Du bei uns warst, hatte er gar nicht mehr getrunken! Monatlang! Von einem Tag auf den anderen! Er wollte nichts falsch machen, hatte Dich viel herumgetragen und auf seinen Knien geschaukelt. Dafür wollte er nüchtern bleiben. Du warst wie ein Wunder!“

Das Mädchen strahlte und drehte sich immer wieder zum Bild und studierte das Porträt. Sie versuchte sich den Mann vorzustellen. Ein Held in einem Märchen, das ihr gefiel; aber wie gern hätte sie gehört, dass es anders ausgegangen war.

„Wirklich? Nur wegen mir?“ fragte die Urenkelin. Sie hatte noch mehr Fragen, konnte sie aber selbst noch nicht verstehen.

„Ja, natürlich.“ sagte die Urgrossmutter. „Du warst ein Wunder für ihn. Jedes Kind Gottes ist eins. Das darf man nie vergessen. Auch dann nicht, wenn man so uralt ist wie ich.“

Und sie lachte und blickte zur Seite wie zu einer grossen, unsichtbaren Gestalt am Tisch. Sie sah sehr viel älter aus als sie eigentlich war. Uralt war sie noch gar nicht, doch sie glaubte als einzige fest an ein baldiges Ereignis, an das schwer zu glauben ist, und auf das sie geduldig wartete.

## Die innere Tür

Azra nahm die Hand des Mannes, der behauptete, das Unmögliche vollbringen zu können. Er sah nicht so aussergewöhnlich aus wie sein Versprechen es war.

*Was habe ich erwartet? Einen Lichtkranz um seinen Kopf?*

Es war nicht das erste Mal, dass jemand in irgendeiner Form das Unmögliche versprach, und bestimmt würde es nicht das letzte Mal sein, dass es einzig an ihr liegt, es zu vollbringen. Für das Unmögliche braucht es manchmal Jahre, die nur wenige opfern, wenn es keine Garantie gibt. Das tun meist nur Verrückte, die an verrückte Dinge glauben können. An jemand oder etwas, das sie mehr lieben als sich selbst.

Enttäuscht von sich selbst hatte sie den Mann aufgesucht, weil ihr diesmal eben nicht gelingen wollte, wozu ein Unbekannter angeblich in der Lage war. An nur einem Tag. Ein Fremder will es vollbringen, dem sie nie zuvor die Hand gereicht hatte, und dem sie das Unvorstellbare zutraute: Dass er für den eigenen Vorteil mit dem Seelenfrieden anderer Menschen spielte. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie diese Erfahrung des Unvorstellbaren machen sollte, erschien ihr grösser als die des Unmöglichen. Es gab keine Garantie. Sie war bereit, dieses Risiko einzugehen, ihren Seelenfrieden zu opfern, und zwar im schlimmsten Zustand, in dem sie jemals war. Als würde sie sich selbst auf eine harte Probe stellen. Nicht zum ersten Mal.

*Jetzt kommt es darauf auch nicht mehr an. Mal sehen, was ich alles aushalte. Wieviel Kraft habe ich in diesem einen Leben? Was geschieht als nächstes noch?*

Gesunde Menschen, die grossen Wert auf ihr eigenes Wohl legen, gehen allen Faustschlägen des Lebens, auf die schwere Entbehrungen folgen, möglichst aus dem Weg. Azra nicht. Sie ging ihnen entgegen. Warum wusste sie nicht. War das etwas, wovon sie geheilt werden musste oder die anderen, die stets fliehen, sich ducken oder sich mit der Brutalität des Lebens arrangieren, um heil davon zu kommen? Auch das wusste sie nicht.

Der Mann, der ihre Hand leicht drückte und ihr dabei suchend in die Augen sah, stellte sich ihr vor. Michael. Ein gewöhnlicher Name. So gewöhnlich wie sein Dreitagebart, sein verschlafenes Gesicht, sein kurzes, schwarzes Haar, seine häufig gewaschenen Bluejeans und Turnschuhe, wie viele sie tragen. Azra schätzte Michael um die Mitte 30 ein. Etwa so alt wie sie. Sie lächelte freundlich, aber neutral. Sie war weder unsicher noch verängstigt. Sie sah in sein Gesicht wie in ein warmes Gewitter im Hochsommer. Blitze, so heisst es, könnten Wundersames bewirken, aber meistens wühlen sie bloss auf. Manchmal schlagen sie irgendwo ein und nicht selten hinterlassen sie Zerstörung, weil sie so beschaffen sind.

Michael führte Azra in einen Raum, der überraschend gross und hell war. Dort sollte das Unmögliche geschehen. Viele Fenster reihten sich im Zimmer aneinander, das ein langes Rechteck bildete. Der Boden war mit Linoleum überzogen. Die rechte Seite des Zimmers war leer. Auf der linken Seite standen nur wenige Dinge: Drei Stühle, eine brennende Kerze, eine Stereoanlage, Bücher und zwei PET-Flaschen mit Wasser.

Es sah aus, als wäre gerade jemand eingezogen, ohne viele Möbel mitgenommen zu haben. Azra konnte auch keine Glaskugel entdecken. Keine Vorhänge, um eine mystische Atmosphäre zu schaffen. Keinen Tisch, auf dem man Gläser oder sonstige Gegenstände von Geisterkraft bewegen lassen konnte.

Ursprünglich muss das Zimmer als Lagerraum für eine Firma oder für ein Grossraumbüro gedient haben. Orte, an denen sich Azra nicht wohlfühlt und an denen sie keine Wunder erwartet hätte. Der Raum wirkte leer und frei und die Fenster boten einen ständigen Blick in die Wirklichkeit, in der immer nur Alltägliches zu passieren scheint.

*In dieser Welt da draussen hat es mir nie gefallen. Dort suche ich immer nur und finde nicht, starre in die Tiefe, in die niemand sehen will. Alle bleiben sie in der sicheren Zone des Alltags, des Einfachen, des Möglichen.*

Azra setzte sich auf den Stuhl, den Michael ihr zuwies. Mit dem Rücken zu den grossen Fenstern mit Aussicht auf die gewöhnliche Welt. Ihre Jacke zog sie nicht aus. Vielleicht würde sie bald wieder gehen. Sie merkte, dass Michael sie beobachtete und sie zu studieren schien, während er sich mit Notizblock und Kugelschreiber ausstatte und sich ihr gegenüber setzte. Er bot ihr eine der Flaschen Wasser an. Sie verneinte.

*Will er herausfinden, welche Täuschungsmanöver er bei mir anwenden kann?*

Zwischen ihnen auf dem Boden stand die grosse, gelbe Kerze. Ihre Flamme brannte aufrecht und ruhig. Alles war ruhig und im Bereich des Möglichen. Er wirkte unsicherer als sie, aber dieser Umstand liess sie nicht zweifeln. Denn für diese Aufgabe, die er sich selbst auferlegt hatte, war die Unsicherheit so wichtig wie die Selbstsicherheit. Warum sie das dachte, verstand sie in dem Moment nicht, aber so erklärte sie sich sein Verhalten.

*Ich träumte auch immer von grossen Aufgaben, die unlösbar scheinen, aber niemand stellt sie mir und niemand erwartet das Unmögliche. Die meisten fürchten es.*

Den ersten Zweifel gab ihr der Notizblock.

*Wollte er sich jetzt meine Geschichte aufschreiben und den Rest einer überzeugenden Fantasie überlassen?*

Nicht ein Wort wollte sie ihm erzählen. Ihren Vornamen sagte sie ihm und seine Frage, ob sie Angst habe, bejahte sie, um ihn zu täuschen. Mehr tat sie nicht. Ausser abwechselnd auf sein Gesicht und auf seine Hände zu sehen, die Kugelschreiber und Notizblock festhielten, während er sie mit seinen Augen festhielt.

War es möglich, dass ihm gelang, was ihr einfach nicht gelingen konnte? Einem Fremden? Es gelang ihr schon ein bisschen, aber das war ihr nicht genug, und es passierte nicht oft, und wenn es passierte, hielt sie es für Einbildung. Für eine reine Selbsttäuschung.

„Azra, Du bist hier, um Kontakt mit jemandem aufzunehmen.“ sagte Michael, als wäre es nichts Aussergewöhnliches. Nicht unmöglich.

„Ja.“ antwortete sie knapp. Er lächelte sie immerzu an, aber sein Lächeln schien mehr wie ein Schmunzeln, das etwas verbergen sollte. Entweder war dieses Etwas seine Müdigkeit, seine Unsicherheit oder sein Versuch, sie zu durchschauen, sie möglichst gut einzuschätzen. Vermutlich war es alles zusammen.

Azra lächelte auch, wie um die Tür in der Wand zwischen ihnen zu öffnen, aber in ihrem Lächeln lag auch eine Aufforderung, die sie nicht verbarg.

„Möchtest Du mir den Namen der Person nennen, mit der Du Kontakt aufnehmen möchtest und wer sie für Dich war?“ fragte Michael und positionierte

seinen Kugelschreiber auf den Notizblock. Auf seinen übereinandergelegten Knien ruhte das Papier unbeschrieben.

„Nein. Ich möchte gar nichts sagen und abwarten, was passiert.“ Azra warf ihm einen entschiedenen Blick zu.

Der Kugelschreiber sank aufs leere Blatt. Michael richtete sich auf. Mit beiden Beinen auf dem Boden rückte er bis an den Rand seines Stuhls, seine Arme stützte er auf seine Knie und hielt den leeren Notizblock vor sich hin. Dabei sah er Azra immer noch in die Augen. Nie wandte er den Blick ab. Sie auch nicht.

„Ich werde mir hier sonst nichts aufschreiben.“ versprach er lächelnd. „Ich muss nur wissen, mit wem ich kommunizieren muss. Es ist nicht immer die Person, die ein Klient oder eine Klientin sich wünscht. Manchmal muss man SIE rufen. Verstehst Du? Darum frage ich.“

Azra verstand, glaubte aber nicht, dass sie in ihrem Fall jemanden rufen musste, wenn ein Ruf denn überhaupt erhört werden konnte.

„Wenn ein Kontakt zustande kommt, dann wird es schon die richtige Person sein.“ sagte sie überzeugt und erwiderte Michaels Lächeln, das er lesen sollte – und nicht das, was er sich aufschrieb.

Er legte Notizblock und Kugelschreiber auf den freien Stuhl neben sich. Die offene Tür in der Wand zwischen ihnen schloss sich in den letzten Sekunden um einige Zentimeter.

„Einverstanden Azra. Machen wir es so.“ Michael verbarg sein Schmunzeln nicht mehr und sie glaubte sogar, ein kurzes Augenzwinkern gesehen zu haben.

„Der Kontakt ist eigentlich bereits hergestellt.“ sagte er. Als er dies aussprach, schien er auch seine Unsicherheit beiseitegelegt zu haben.



„Willst Du mir nur noch sagen, warum Du den Kontakt suchst? Was erwartest Du von unserer Sitzung?“

Azra überlegte nicht lange.

„Ich muss sicher wissen, ob es noch eine andere Welt gibt als die, die wir kennen, und ob es noch eine andere Art von Leben gibt, in dem es vor allem um die Seelen der Menschen geht, und dass sie dort Gerechtigkeit, Glück und Frieden finden.“

Michael sah sie prüfend an.

„Du willst wissen, ob die Seele wirklich sterben kann oder ob sie weiterlebt. Woran glaubst Du denn?“

Azra wandte den Blick von ihm ab und fixierte die Flamme der Kerze.

„Ich möchte an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Wenn sie sterblich ist, dann verliert Vieles seinen Sinn. Auch die Frage nach Gut und Böse. Dann ist es völlig egal, was man im Leben tut oder nicht tut, ob man seelisch wächst oder schrumpft. Das Ende ist dasselbe.“

Aus ihr spricht die Stimme einer Frau, der gerade noch aus allernächster Nähe gesehen und gefühlt hat, dass ein geliebter Mensch ohne Seele zurückbleiben kann. Dass er verstummen, ausatmen, erkalten, zu Stein erstarren und sogar seine Gesichtszüge verändern kann, die ihm nicht mehr gleichen – dem Menschen, der er war, nicht mehr gleichen. In einem solchem Augenblick wird die Zeit auf der Welt aufgeteilt in ein Davor und Danach. Vor dem Tod und nach dem Tod. Dazwischen liegt die totale Erschütterung darüber, dass das Unvorstellbare möglich ist.

Danach folgt die Suche nach dem Sinn. In allem und jedem. Ein Zwischenleben, in dem man nach triftigen Gründen für den Tod sucht, die besser sind als eine Krankheit oder ein Unfall, und somit auch nach triftigen Gründen für das Leben, die besser sind als die trivialen Gründe, die unsere Welt uns bietet. Wenn neues Leben entsteht, nennen wir es ein Wunder. Das Leben sollte voller Wunder sein, ehe das Unvorstellbare geschieht.

„Wenn ‚danach‘ nichts mehr kommt, nichts mehr ist, dann würde ich hier sitzen und jeden belügen und täuschen, oder?“ sagte Michael und sprach Azras Gedanken aus.

„So ist es. Das würdest Du. Aber kann ein Mensch sowas tun?“ antwortete sie und fragte, was sie dachte.

„Es gibt Menschen, die sowas tun können, ja.“ stellte er fest. „Aber Du willst den Kontakt zu jemandem aufnehmen, der nicht mehr unter uns lebt, aber noch da ist. Und das machen wir jetzt.“

Azra, die zuvor kerzengerade dagesessen war, die Beine übereinander geschlagen, den Kopf leicht nach links gesenkt, mit freundlichem, aber forderndem Gesichtsausdruck, lockerte jetzt ihre Haltung. Sie schob ihren Stuhl näher zu Michael und beugte sich nach vorn. Auch ihre Arme stützten sich nun auf den Knien ab. Ihre Hände gruben sich ineinander. Verharrend in der Geste einer Zuhörenden, pendelte sie mit den Augen zwischen Michael und der Kerzenflamme hin und her.

*War es vorstellbar, die Seele wie eine Kerze auszublasen? Das muss einfach unmöglich sein!*

„Du musst nichts sagen.“ schickte Michael voraus. „Es sei denn, Du hast eine Frage oder verstehst etwas nicht. Es ist nicht immer alles so deutlich, was ich wahrnehme, okay?“ Azra nickte.

„Für gewöhnlich beschreiben sich Verstorbene zuerst so genau wie möglich, damit Angehörige sie erkennen und ihnen auch Fragen stellen können, die sie beschäftigen.“ Michael konzentrierte sich und blickte zur Seite.

Es sah aus, als würde er auf etwas lauschen. Auf ein altes Radio, dessen Empfang schlecht war. Seine Mimik blieb natürlich. Ohne die Theatralik eines von einem Geist Besessenen, wie man sie aus dem Fernsehen kennt. Er wirkte ruhig. Manchmal schloss er kurz die Augen, um sich von seiner äusseren Umgebung nicht ablenken zu lassen. Darum hatte er den Raum wohl mit so wenigen Dingen wie möglich ausgestattet.

Azra verspürte jetzt doch Angst. Nicht vor der Person (oder der Seele), die sie ihn rufen lassen wollte, vielmehr davor, dass ihm nicht gelingen könnte, was er versprach, nachdem sie ein bisschen Vertrauen gefasst hatte.

*Was, wenn er wirklich keinen Schimmer hatte und alles bloss daher raten würde? Was würde das in mir auslösen? Bedeutet Sterben wirklich die totale Auslöschung? Woran dann noch glauben? Was noch tun?*

Sie wartete mehr als nur gespannt auf das... Wunder.

„Wie gesagt, der Kontakt war vorhin schon da, aber es sind zwei Personen anwesend. Darum habe ich Dich gefragt, wen Du kontaktieren willst. Die eine Energie ist männlich, die andere weiblich. Ein Mann und eine Frau. Die Frau kenne ich auch bereits.“ Michael lachte und schüttelte den Kopf.

„Wegen dieser Frau konnte ich heute Nacht nicht schlafen. Sie weckte mich immer wieder. Ihre Tochter komme morgen zu mir und sie sei sehr kritisch. Das müsse unbedingt klappen! Ich dachte mir schon, dass Du das sein musst.“

Azra lächelte, aber nicht zu euphorisch, doch eine unkontrollierbare Wärme nahm von ihr Besitz an. Sie merkte, dass sie vor Aufregung erhitzt war, versuchte aber, es sich nicht anmerken zu lassen. Dass es um ihre Mutter ging, konnte auch ein Zufallstreffer gewesen sein. Sie liess Michael weiterreden.

„Der Mann bei ihr bleibt aber mehr im Hintergrund. Als Begleiter. Er muss sehr jung gestorben sein. Etwa in meinem Alter. Er war ungewöhnlich gross. Ein sehr grosser, schlanker Mann. Er ist aber nicht Dein Vater und auch nicht Dein Grossvater. Aber seine Verbindung zu Dir ist stark. Kann das sein? Macht das für Dich Sinn?“ Für Michael ergab es noch keinen Sinn und er war besorgt, dass die Erscheinung des Mannes alles verkomplizieren konnte.

Azra nickte. Alles konnte sie kontrollieren, nur ihre Augen nicht, die schwammen.

„Das ist der Onkel meiner Mutter. Er starb mit 36. Da war ich erst 1-jährig. Sie hat mir viel von ihm erzählt. Eine lange Geschichte. Und ja, er war fast zwei Meter gross.“ erklärte sie ihm.

In dem Moment wusste sie, dass sie an Michaels Fähigkeiten glaubte. Was so viel bedeutete wie, dass sie an die Unsterblichkeit der Seele glaubte.

„Okay.“ sagte Michael. „Erkläre mir aber nicht zuviel. Sag nur, ob das, was ich Dir sage, einen Sinn ergibt. Ich muss mich auf die andere Welt konzentrieren, sonst wird es schwierig.“

„In Ordnung.“ Azra wartete wieder gespannt auf die Fortsetzung des Wunders. Michael konzentrierte sich.

„Was mir Deine Mutter vermittelt, ist ungewöhnlich präzise, aber auch sehr schnell, dass ich kaum mitkomme. Sie muss eine starke Persönlichkeit gewesen sein.“

Azra nickte und schwieg. Ihre Augen leuchteten, unter denen sie die Tränen mit ihren Fingern aufzuhalten versuchte.

*Hoffentlich glaube ich jetzt nicht alles, was er sagt. Der macht das nicht zum ersten Mal. Die Beschreibung kann auf viele Menschen zutreffen. Es kann sein, dass es auch nur so aussieht, als ob alles zusammenpasst...*

„Sie sagt mir jetzt, dass sie sehr früh gestorben ist, mit Anfang 50, und dass sie zu wenig Zeit gehabt hatte. Sie hatte im Leben zu wenig Zeit. Das wiederholt sie oft. Und jetzt spüre ich, wie sich mein Hals zusammenzieht. Sie zeigt mir, dass sie Atemnot hatte. In den Lungen tat es weh und im Mund schmeckte es nach Blut. Daran ist sie gestorben.“ Michael fasste sich an den Hals und die Lungen. Er trank aus der PET-Flasche neben dem Stuhl einen Schluck Wasser.

„Lungenkrebs.“ warf Azra mit bemüht deutlicher Stimme ein. Sie weinte stumm.

„Sie muss sehr direkt und zügig gesprochen haben. Jedenfalls muss ich mich stark konzentrieren, aber sie vermittelt sehr genau. Sie muss ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben. Das ist nicht immer so.“

*Das passt zu ihr.*

Azra lächelte und weinte gleichzeitig unhörbar. Die Tränen liefen ihr über die Wangen, aber sie beachtete sie nicht mehr, als wären sie ganz normal. Sie

erinnerte sich daran, wann und wo sie das stille Weinen gelernt hatte, ohne dabei den Klang ihrer Stimme zu verändern. Ein kontrolliertes Weinen war nicht länger unmöglich.

„Die Krankheit kam plötzlich...“ sprach Michael weiter. „...und unerwartet und sie starb innert weniger Monate. Das ging so schnell, sagt sie. Sie konnte nicht mehr gut laufen und irgendwann ging es gar nicht mehr. Sie war oft müde und konnte zuletzt nur noch wenig sagen.“ Er beeilte sich beim Sprechen wie ein Übersetzer.

„Der Krebs machte sich zuerst im Hüftknochen bemerkbar. Darum konnte sie nicht mehr gehen.“ ergänzte Azra.

„Pssst...“ flüsterte Michael und hielt den Zeigefinger an seine Lippen.

Azra hörte von da an nur noch zu, wie dieser Fremde erstaunlich viele Details aus dem Leben der Verstorbenen wiedergab. Details ihrer Geschichte und den Menschen, die darin vorkamen. Details, die nur für sie bestimmt waren, damit sie sie erkennt, die Seele ihrer Mutter. Es freute und es schmerzte sie, das alles von Michael zu hören.

Auch die gemeinsame Zeit während ihrer Krankheit und die Zeit ihres Sterbens gab er wieder. Sogar die Zeit ‚danach‘. Er beschrieb schliesslich auch Azras Persönlichkeit, ihren Alltag, ihr eigenes Leben, das sie führte, ihre Gewohnheiten und die Ängste, Sorgen und auch Wünsche, die sie hatte. Dies alles aus der Sicht der Verstorbenen, die bei ihr war und alles miterlebte. Das behauptete Michael.

Ein Fremder, der zwischen ihnen vermittelte. Zwischen den Seelen hier und dort, von wo der Empfang so schlecht ist.

*Warum kann ich nicht allein mit ihr kommunizieren, wo doch unsere Verbindung so stark war? Warum erinnere ich mich nicht mehr an ihre Stimme? Ich darf doch nichts vergessen! Wenn ich sie sehe oder höre, dann nur kurz oder in Träumen. Also doch keine Einbildungen und Wunschdenken? Es müsste ständig möglich sein!*

„Das wäre nicht gut.“ sagte Michael, als sie ihm ihre Gedanken preisgab. „Eine ständige Präsenz würde Dich in Deinem Leben blockieren. Du bist in dieser Welt und die Verstorbenen in einer anderen. Du nimmst sie manchmal wahr. Das ist schon sehr viel. Mehr darfst Du nicht wahrnehmen. Du musst Dein Leben leben.“

Ihr gefiel seine Antwort nicht. Er tat es doch auch. Mit der ständigen Präsenz dieser anderen Welt leben. Unmöglich damit zu leben war es also nicht, und genau das sagte sie ihm. Es interessierte sie, wie es bei ihm möglich wurde.

„Dafür braucht es Jahre an Übung und starker Konzentration.“ antwortete er. „Als ich ein Kind war, verlor ich meine Schwester. Ich begann ihre Anwesenheit zu spüren, die ich als Einbildung abtat. Aber es hörte nicht auf und ich erzählte davon. Man glaubte mir natürlich nicht. Irgendwann muss man sich für diese Wahrnehmung entschliessen, sie trainieren und das verändert das eigene Leben. Auch muss man lernen, diese andere Welt von Zeit zu Zeit von sich abzusperren. Das ist eine schwierige Aufgabe und ich bin kein Auserwählter. Jeder trägt in sich diese innere Tür in die andere Welt. Es kommt darauf an, wie weit man sie öffnen möchte und für welches Leben man sich entscheidet. Ich wollte Trauernden helfen, mit ihrem Verlust fertigzuwerden, nicht aufzugeben. Der Tod kann manchmal andere Leben zerstören. Das darf nicht sein. Es ist aber auch ein Unterschied, ob man ständig mit geliebten Seelen kommuniziert oder mit fremden, die einem nicht so nah sind. Viel schwieriger ist es, mit dem Stig-

ma eines Spinners und Lügners zu leben und etwas beweisen zu müssen, was man nicht immer so beweisen kann, wie andere es wollen. Darum habe ich Dich gefragt, woran Du glaubst. Das ist sehr wichtig!“

„Ich verstehe.“ sagte Azra. „Diese Tür sollte nicht allein aus Trauer geöffnet werden.“ Michael nickte.

„Du musst zuerst herausfinden, ob es wirklich Deine Aufgabe ist, die Du für Dich wählst. Denn dann wirst Du nicht nur Deine Mutter wahrnehmen oder andere Menschen, die Du liebst. Du kannst dann nicht einfach wählen, mit wem Du kommunizieren möchtest. Ich glaube, Deine Aufgabe liegt mehr in dieser Welt. Bei den Seelen, die hier sind.“

Azra schwieg. Still für sich selbst gestand sie sich ein, dass sie diese innere Tür nur einen Spalt weit offen lassen wollte. Das Unmögliche sollte in Sichtweite bleiben. Ständig präsent aber sollten die Wunder bleiben, die in ihrer Welt möglich waren. HIER. Nicht dort. Noch nicht.

Sie dachte an die Gespräche, die sie mit ihrer Mutter jetzt gern führen würde. Aber nicht über einen Fremden. Es waren Dinge, die nur für sie beide bestimmt waren. Sie vermisste es, mit ihr zu sprechen. Zuhause hatte sie ihr Festnetztelefon ausgeschaltet. Sie ertrug seinen Klang nicht mehr. So oft hatten sie miteinander telefoniert und sich oft gesehen.

Manchmal nahm sie den Hörer und wählte die Nummer ihrer Mutter, die sie nicht gelöscht hatte. Nichts konnte sie löschen oder wegwerfen. Das Gegenteil tat sie. Sie behielt alles und schaute sich alles an. Azra ging dem Schmerz entgegen, nahm die Wunde noch auseinander, grub und wühlte tief in ihr, um zu sehen, wie tief sie ist. So fühlte sie sich gesund. Sie wählte die Nummer, die nicht mehr existierte. Nur um die Taste zu drücken. Im Wissen, dass die Person



am anderen Ende unerreichbar war. In einem anderen Netz als sie. Der Kontakt war abgebrochen. Kein Anschluss unter dieser Nummer.

Schlimmer aber war die Vorstellung, sie wäre nirgends mehr. Ohne Bewusstsein. Im Nichts. Unter der Erde. Den Jahreszeiten und dem Vergessen überlassen. Azra musste Gewissheit haben, dass ein anderes Netz existiert, für das ihr vielleicht die Kommunikationsmittel fehlten. Die Gewissheit aber musste sie erlangen, um in ihrem eigenen Netz wieder erreichbar zu sein. Hier. Im Bereich des Möglichen, in dem auch Wundersames geschehen konnte.

„Ich habe noch zwei wichtige Fragen.“ sagte Azra. Michael nickte ihr zu.

„Wie hat sie das Sterben erlebt und wie geht es ihr DORT?“

Sie beobachtete Michaels Gesichtszüge, wie er zur Seite sah und diesem fernen Radio lauschte, mit dem schlechten Empfang, auf ein fernes Netz gerichtet. Sie hörte nur Stille, aber der leere Raum fühlte sich überfüllt an.

„Sie lacht.“ sagte er plötzlich. „Es fühlte sich an, als sei sie betrunken, obwohl sie keinen Alkohol trank. Wie ein Rausch. Sie verstand gar nicht, dass sie gestorben war. Sie fragte sich nur, warum sie so beschwipst ist. Es tat ihr nichts mehr weh. Sie fühlte sich leicht und war seitdem nie mehr müde. Und sie konnte so frei atmen, wie sie es noch nie erlebt hatte. Ein Atmen, das man sich als Lebender nicht vorstellen kann. Das hätte sie nie für möglich gehalten. Sie dachte, sie schläft für immer ein. Doch endlich hatte sie Luft, dabei merkte sie, dass sie gar keinen Körper mehr hatte. Trotzdem spürte sie lange einen Druck in ihrer Hand. Du hast lange ihre Hand gehalten. Es wunderte sie, dass sie das spürte. Du warst allein mit ihr. Ab und zu kam jemand rein und ging wieder. Irgendwann verschwand dieses Gefühl. Sie wollte unbedingt etwas essen und trinken. Das wünscht sie sich immer noch. Sie würde so gern wieder etwas Süs-

ses essen, aber das geht nicht mehr. Sie ass sehr gern Süßes. Dafür kann sie nun andere Dinge, die wir hier jetzt noch nicht verstehen können. Dort, wo sie ist, ist sie nie allein, auch wenn sie allein ist. Das ist schwer zu beschreiben. Es geht ihr sehr gut. Sie fühlt sich unverletzbar und sie hat jetzt so viel Zeit. Aber die Zeit dort ist eine andere als bei uns. Was für Dich lange dauert, ist für sie eine viel kürzere Zeit, aber doch unendlich. Man kann dort auch überall sein. Wie in einem riesigen Raum, von dem aus man alles sehen kann.“

Michael hielt inne und nahm wieder einen Schluck Wasser. Er wirkte erschöpft. Während er den Deckel der Flasche zudrehte, schien er noch irgendetwas aufzuschnappen.

„Sie sagt, Du hast bald Geburtstag.“

„Ja, das stimmt.“ sagte Azra, auch schon etwas erschöpft.

„Du sollst ihn feiern, sagt sie, und an ihrer Stelle viel Süßes essen. Du sollst nicht um sie trauern, sondern Dein Leben leben, wie Du es Dir wünschst. Auf Dich selbst und Dein Herz hören und weniger auf andere. Das betont sie stark. Nichts verschweigen, sondern reden. Nutze Deine Zeit. Es gibt noch einiges, was Du erleben musst. Aber Du darfst Dich nicht selbst blockieren. Du musst ganz aus Dir herausgehen, besonders was die Liebe angeht. Verschliesse Dich und Deine Liebe nicht... Weisst Du, was sie meint?“

Azra nickte, aber sie erklärte diesmal nichts. Auch für die Liebe gab es in ihr eine Tür, von der nur sie mit einer noch unannehmbaren Gewissheit wusste, und die sie noch nicht ganz zu öffnen wagte. Diese Tür fühlte sich schwer und verboten an. Die wunderschönste Naturgewalt sperrte sie hinter dieser Tür ein. Eine Liebe, von der noch immer einige meinen, sie sei etwas, wovon man geheilt werden müsse. Ihre Mutter wusste davon noch zu Lebzeiten. Auf Erden.

Als sie noch nicht ‚dort‘ war. Sie sprach damals nicht von Heilung. Sie betonte und bedauerte die verlorene Zeit. Die versäumten, möglichen Wunder.

„Sie hat gewusst, dass Du nach einem Weg suchen würdest, sie zu erreichen, sagt sie. Sie sei froh darüber.“ Michael lächelte, er wirkte entspannter.

„Du seist schon immer offen gewesen für diesen Bereich. Sie war da etwas skeptischer, obschon auch sie Manches erlebt hat, was sie sich nicht erklären konnte. Sie war sehr realistisch und befasste sich lieber mit logischen Dingen.“

„Das stimmt.“ erwiderte Azra und erinnerte sich an ihre Diskussionen.

*‚Wenn das Hirn aussetzt und alle Organe versagen, dann kann ein Mensch nicht weiterleben. Das ist rein medizinisch unmöglich. Dann kommt er unter die Erde und irgendwann fressen ihn die Würmer auf. Und das war’s dann.‘ Das sagte sie einmal. Meinen Einwand, dass die Seele das eigentliche Wesen des Menschen ist und unabhängig von Gehirn und Körper existiert, fand sie interessant, aber doch nicht realistisch. ‚Wo waren die ganzen Seelen vor der menschlichen Geburt? Wo sollen sie nach dem Tod alle hin? Was machen sie den ganzen Tag?‘ Solche überaus logischen Fragen stellte sie dann. Sie war eben sehr praktisch veranlagt...*

Logik. Sie ist sehr wichtig in unserer Welt. Mit ihr erklären wir uns alles. Was wir nicht erklären können, bezeichnen wir als ‚wissenschaftlich nicht erforscht‘ oder als ein ‚wissenschaftlich nicht anerkanntes Gebiet‘. Es gab eine Zeit, in der Menschen die Erde für eine Scheibe hielten, von der man, wenn man zu weit lief, irgendwann in einen tiefen Abgrund hinabstürzen konnte. Menschen, die behaupteten, die Erde sei rund, bezeichnete man als Verrückte, Spinner und Lügner. Hatten diese wenigen Verrückten auch jene innere Tür in sich geöffnet,

als sie nach der Wahrheit forschten? Denn als sie den Impuls verspürten, die Form und Beschaffenheit der Erde noch einmal nachzuprüfen, da war es noch nicht das Gehirn, das ihnen sagte: Schau nochmal genauer nach. Das Gehirn wusste noch nichts. Ein Instinkt liess sie forschen und die geeigneten Mittel dafür finden. Woher kommt unser Instinkt? Oder gibt es einen Bereich im Gehirn, den die Seele steuert? Wer oder was steuert die Seele? Das ist noch unerforschtes Gebiet...

Sagt aber ein Mensch zu einem anderen, „ich liebe Dich“, und zwar so, dass jede seiner Silben, der Klang seiner Stimme und sein Gesichtsausdruck dasselbe sagen, mehr noch als die Worte es tun, ist das dann eine Wahrheit, die sein Gehirn ihn ‚fühlen‘ liess?

Als Azra sich von Michael verabschiedete (ihre Mutter verabschiedete sich nicht) und das Gebäude voller unlogischer Gedanken verliess, bekam sie grossen Durst und Hunger.

*War das alles wirklich passiert? War es keine Täuschung?*

Sie trat in einen kleinen Supermarkt in der Nähe, der voll war von Dingen, die Seelen nicht mehr brauchen. Das klang logisch. Sie mussten ja keinen Körper ernähren. Sie holte sich nur eine Flasche Eistee aus dem Kühlregal und ging auf die Kasse zu. Sie brauchte eine ordentliche, warme Mahlzeit, die sie später zu sich nehmen würde. (Seit Monaten ass sie schon sehr wenig. So Hunger wie an diesem Tag hatte sie schon lange nicht mehr. ‚Davor‘ musste sie ihren Appetit immer zügeln.)

Der Kassierer grüsste sie bereits und wollte ihr den Eistee abnehmen, um ihn logischerweise im Kassensystem einzutippen. Da spürte sie etwas, als wür-

de jemand sie an der Schulter antippen. Sie wandte sich um und sah nur ein Regal mit Süßwaren vor sich. Frische Kuchen und allerlei Gebäck. Ein Lachen erklang in ihr. Laut und deutlich. So deutlich wie der Mann, der fragte, ob sie noch etwas kaufen wolle. Die Stimme, die sie vergessen zu haben glaubte, war auf einmal so klar hörbar, dass sie ein wenig erschrak. Das war keine innere Stimme. Es war IHRE Stimme.

„Da wäre ich jetzt nicht vorbeigelaufen!“ sagte die Stimme. „Weisst Du nicht mehr? Das Dessert ass ich immer zuerst! Iss den Pflaumenkuchen für mich! Fang wieder an zu essen!“

Azra blieb vor den Süßwaren stehen. Sie staunte, lächelte und lauschte, ob sie aus dem fernen Radio noch mehr empfangen würde. Aber mehr hörte sie nicht. Nie wieder. Es war das erste und das letzte Mal. Die Tür, von der diese Stimme kam, war für wenige Augenblicke ganz weit aufgegangen und ging wieder zu. Bis auf einen kleinen Spalt.

Es war für sie an der Zeit, eine andere Tür zu öffnen, sie ganz weit aufgehen zu lassen, um das Unmögliche möglich zu machen. Hier. Wo das Leben voller Wunder sein kann. Für jeden Verrückten, der ihnen entgegen geht – und für sie kämpft.